

KULTUR



Peeping Toms Inszenierung „Vader“, eine Gespinst feiner Fallstricke.

Foto: Herman Sorgeloos

Verrückt und verrückter

Mit „Vader“ irritiert die belgische Tanztheatergruppe Peeping Tom auf wundersame Weise in Hellerau

VON GABRIELE GORGAS

Sie sind einfach großartig, diese Alleskönner der im Jahre 2000 von Gabriela Carrizo und Franck Chartier in Brüssel gegründeten Tanztheatergruppe Peeping Tom. Und es ist ein absolutes Glück, dass die Zuschauer im Festspielhaus Hellerau nun schon mit einer dritten Produktion derselben beschenkt worden sind. Beim gerade erst in Ludwigshafen uraufgeführten Stück „Vader“ beweisen die sieben Glorreichen, was sie so alles drauf haben, und das in gemeinsamer Aktion mit einer munter-betagten „Statisten“-Gruppe. An einer so intelligenten, fantasievollen Art des Spiels hat das Publikum deutlich viel Freude, und die Gefahr von Langeweile kann da gar nicht erst aufkommen.

Verrückt, verrückter, am verrücktesten... Es geht hier beileibe nicht nur um Sichtweisen auf ein gebrechliches Alter, mehr um das soziale Gefüge überhaupt, um Variationen jener Art, wie Menschen mit Menschen umgehen, um Würde, Toleranz, Akzeptanz. Und es ist schon eine hohe Kunst, diese stete Gratwanderung zwischen Komik und Tragik. In der Regie von Franck Chartier verwandelt sich die Wahrnehmung derart, dass jene, die zunächst als alt und ge-

brechlich, als hilfebedürftig im weitesten Sinne erscheinen, letztlich spürbar die Stärkeren, Stabileren sind. Die in ihrem Altersstarrsinn wie „Vader“ am Klavier ganz genau wissen, was ihnen gut tut, was sie wollen oder eben nicht wollen.

In der sich stetig verschiebenden Perspektive sehen schon bald jene, die für Ordnung und festgefügte Abläufe gesorgt haben, spürbar alt aus. Und mit halbsbrecherischen Mitteln ist zu erfahren, wie sie immer weiter an Halt verlieren, Wesen ohne Stand und Freiheit sind. Da bröckelt die Fassade aus Schein und vermeintlicher Sicherheit, und es fragt sich wie bei Robert Walser, wo man nun besser aufgehoben ist: innen oder außen, diesseits oder jenseits der verschlossenen Tore? Mancher wird sich noch an die Aufführung von „Dementia“ im Festspielhaus erinnern, eine Arbeit des ungarischen Theater- und Filmregisseurs Kornél Mundruczó, der auf seine Weise den Faden des „ganz normalen Wahnsinns“ weiter gesponnen und daraus ein Theaterstück geformt hat.

Bei „Vader“ entsteht ein Gespinst feinsten Fallstricke, in denen sich jeder verfangen kann. Und die Tausendsassas von Peeping Tom verführen die Zuschauer dazu, am jeweiligen Denkpuzz-

le mitzuarbeiten. Schon in der ersten Szene gibt es eine Irritation, als sich die junge Frau scheinbar mit ihrer Handtasche irgendwo verhakelt hat, fixiert ist an einer Stelle, der sie zu entkommen sucht. Erst, wenn sie das Taschentuch vom Boden aufhebt, löst sich diese Magie. Und allein schon über diese Bildmetapher ließe es sich lang und breit fabulieren.

Mit Gewalt wird „Vader“ von dem auch nicht gerade jugendlichen Sohn ins Altersheim befördert, wehrt sich verzweifelt gegen das Verschleppen und landet letztlich da, wo er partout nicht hinwollte. Aber er stellt sich darauf ein, und wenn der sich selbst hetzende Nachkomme schließlich zum Montagbesuch in engen Zeitgrenzen erscheint, bringt das nur Streß und wenig Erbauliches. Bald gelangt der „Besucher“ in den Bannkreis der Kittel-Gesellschaft, verliert als eh schon Unfreier an Spielraum, lässt sich von der vermeintlich schmackhaften Suppe, die hier erstrangiger Versorgungs- und Beruhigungsfaktor ist, gefangen nehmen.

Kurios und mit Schärfe sind diese Szenen gezeichnet, als ob ein Scanner langsam das äußere Erscheinungsbild abfährt und letztlich das Unsichtbare, Versteckte sichtbar macht. Chartier nutzt

dabei die schon bekannten wie auch noch zu entdeckenden Qualitäten und Mehrfachbegabungen seiner Spielergemeinschaft, lässt sie in schöner Fragilität singen und musizieren, entwirft in physisch fordernder Bewegungssprache ein Bild für Strauchelnde, sich Abfedernde, die vergeblich versuchen, auf die Füße zu kommen.

Unglaublich dieser Moment, als die Sängerin als bildschöne Bühnenerscheinung immer mehr aufs Publikum zugeht und dabei in Stimme, Gang und Erscheinung rasant altert, bis sie selbst im Rollstuhl landet und den verquickten Kreislauf gemeinsam mit dem auflebenden „Vader“ vollführt. Diese Szene verhakelt sich im Nach-Denken auf ganz eigene Weise – gerade im fröhlichsten Moment bringt der Teufel seinen Hinkefuß ins Spiel, wird einem bewusst, dass da längst schon Schluss ist mit lustig. Beispielsweise auch dann, wenn die Frau im Suppentopf für einen leibhaftigen, reinigenden Versorgungseinsatz sorgt oder jene Szene vom haarsträubenden Wutausbruch eines Mannes gegenüber der Verpflichtung für Altgewordene. Er erhält als Spiel im Spiel Bühnenbeifall für seinen „Auftritt“, bekommt einen Pokal für die besondere kulturelle Darbietung.